

Die Schlacht bei Lützen.

Eine halb-historische Erzählung von Robert Kauders.

Ein Liebesmahl.
Es ging recht hoch her.
Besonders als es schon bedenklich gegen Morgen ging und die älteren Herren Offiziere — so vom Rittmeister aufwärts — sich zurückgezogen hatten.

In einer Ecke des geräumigen Cafino — Saales führte Leutnant von Lint das große Wort. Er war der Historiker des Regiments. Sein Stedenpferd war die Weltgeschichte. Auch bei dem Liebesmahl hatte v. Lint wieder seine Weisheit ausgeframt. Einige jüngere Kameraden machten sich das Vergnügen, seinen gelehrten Ausführungen energisch zu widersprechen, um so den „Historiker“ zu immer härterer Verfechtung seiner Ansichten zu reizen, die Lint unvorsichtigerweise fleißig mit Selt begoß. Man sprach schließlich über die Schlacht bei Lützen und einer der Widersacher des Leutnants stellte die Behauptung auf: Wenn König Gustav Adolf nicht gefallen wäre, hätte Wallenstein die Schlacht gewonnen.

Dieser „Unfönn“, wie er sich ausbrühte, verfehle Lint in Maseri. Mit wahrhaft demosthenischer Beredsamkeit widerlegte er die Hypothese des Kameraden und rebete und trant sich derart in die Hitze, daß er schließlich schwer geladen in seine Behauptung und zu Bett gebracht werden mußte.

Ringsum tobt die Schlacht. Die Stanbarte in der Faust hält der Fähnenjunger hoch zu Ross neben dem Oberst, der von Zeit zu Zeit einige Schritte vorreitet mit besorgten Blicken in das Gewühl der Schlacht späht. Das Kürassier-Regiment hatte noch keine Gelegenheit gehabt, einzugreifen in den Gang der Aktion. Ihm war die Aufgabe zugefallen, im Falle einer Niederlage den Kaiserlichen den Rückzug zu decken. Der Junter trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem blanken Stahl seines Harnisches. Dort aus dem Pulverdampf, der dicht das Gefilde umwogte, sah er das Blitzen der Schwerter, dort schlug man sich und er mußte unthätig stehen.

Seither vermeidet er es aber, beim Trinken über Weltgeschichte zu sprechen. — Da sprengt ein Kürassier eines anderen Regiments vorbei, ohne Helm, ohne Schwert. Er strekt die Hand aus gegen eine Stelle des Schachfeldes, wo durch blauegelbe Schärpen kenntliche schwedische Kavallerie dahinjagt: „Der König ist tot! . . . Der Weimar führt die Feinde!“

„Oberst! reitet ihm nach, hält ihn an, spricht mit dem Reiter.“ Tiefe Erregung hat sich aller Offiziere bemächtigt. Sie umbrängen den Kürassier, der in fliegender Eile erzählt, was er weiß . . . wenig genau. Nur die Thatfache: Der Schwedenkönig ist gefallen, ist tot. Der Herzog Bernhard von Weimar hat die Leitung der Schlacht in die Hände genommen.

„Kinder“, sagt der Oberst, und nimmt den Helm vom Haupte, „da ist ein großer Held dahingegangen! Möge er den Feinden droben finden!“

Alle neigen das Haupt. Auch der Fähnenjunger ist tief ergariffen. . . . Auf einmal lüftet sich der Pulverdampf. Vor den Reitern blinken Harnische, hochgeschwungene Schwerter. Immer näher jagt's heran. Blau und gelb sind die Feldbinden der Offiziere. Eine Attacke der Schweden. . . .

Blitzschnell formirt der Oberst seine Leute. Die Schwerter fahren aus den Scheiden, da sind schon die Schweden. Ein fürchterlicher Stoß, die kaiserlichen Reiter sind über den Säufen geworfen, das Regiment ist aufgelöst, zeriprenat.

Der Fähnenjunger schiebt sich umringt von Feinden. Fest umklammert die Linke die Stanbarte. So lange er lebt, wird er sie dem Feinde nicht überlassen. Ein Schwerthieb trifft brüchig heim. Er haut um sich . . . bricht durch die umringenden Schweden. Dort, ein Haus. Vielleicht ist dort Rettung. . . . Er heßt sein Pferd zu rasender Eile. . . . Die Schweden schießen ihm am Genick. Einer reitet ihm vor, streckt die bepanzerte Faust nach der Stanbarte aus. Des Junkers Faustrohr blüht, der Schwede rollt aus dem Sattel.

Da, das Haus. Die Thür offen. Er wirft sich vom Pferd und springt hinein. Die Thüre schlägt er zu und wirft einen Tisch davor. Das Schwert in der Rechten, steht er lauernd, horend an der Wand. Sein Kopf schmerzt. Immer noch umklammert seine Faust die Stanbarte. Er darf sie nicht lassen, sein Oberst hat sie ihm vertraut. . . . Schritte dröhnen draußen, Sporen und Säbelflären. Es pocht, laut, lauter, donnernd. Er ist still, mühsam still. . . .

Jetzt trommelt an der Thüre, schießende Stimmen werden laut. Der Junker denkt: Da sind sie. Jetzt gilt's zu sterben als braver Reiter. Die Siebe und Stöße gegen die Thüre werden immer donnernder. Schon schimmern Klängen und Argie durch klaffende Spalten. . . . Die Thüre giebt nach, weicht, bricht. . . .

Den Eintretenden bot sich ein sonderbares Bild. In einer Ecke des Zimmers lehnte Leutnant v. Lint mit verglasten, fixierten Augen und blutendem Haupte, in der Rechten den blanken Säbel, in der Linken die Stange der Feuertergardine, die er herabgeriffen hatte.

Mit Donnerstimme rief er: „Tödtet mich, dann nehmt meine Fahne!“ und fiel gegen Oberleutnant B., der als Erster die Thüre passierte, aus. Nur durch einen kühnen Sprung konnte sich dieser vor dem Schicksal, durch und durch gehohrt zu werden, bewahren. Man entwand dem Rasenden Säbel und Gardine, legte ihn auf's Bett und begoß ihn reichlich mit kaltem Wasser. Es währte lange, bis er zu sich kam. Er soßelte etwas von Schwedenkönig, Standarte, Verfolgung. Aber nach einigen Stunden gefunden festes Schloßes war er wieder vernünftig und nun kam die Aufklärung:

Oberleutnant B., der das Zimmer neben dem des Leutnants bewohnte, hörte gegen Morgen einen entsetzlichen Lärm aus der Behausung des Kameraden. Toben, Schreien, endlich ein polterndes Geräusch, als ob die ganze Einrichtung demolirt wurde. Er wedte ein paar Kameraden, die im selben Gebäude wohnten, und da sie meinten, Lint sei ein Unglück widerfahren, zogen sie vor dessen Thüre. Auf ihr Pochen wurde es drinnen plötzlich still. Da aber abfolut nicht geöffnet wurde, schlugen die Offiziere die Thüre ein und fanden Lint in dem beschriebenen thätlichen Zustande.

Er hatte geträumt. So lebhaft geträumt, daß er in Wirklichkeit zu erleben vermeinte, was der Traum ihm vorkaufelte. Als er aus dem Bette fiel und sich die Seiten zerfickte, glaubte er den Schwerthieb eines schwedischen Reiters zu verspüren, die einbringenden Kameraden dächten ihm verfolgende Schweden.

Das hitzige Gespräch über sein ihm ohnedies stets erregendes Lieblingsthema, besonders aber der Umstand, daß er dem Genuße des Seltes in allzustarker Maße getränht, hatten bewirkt, daß Lint die Schlacht von Lützen fast 300 Jahre, nachdem sie geschlagen wurde, mitmachte.

Seither vermeidet er es aber, beim Trinken über Weltgeschichte zu sprechen. — Da sprengt ein Kürassier eines anderen Regiments vorbei, ohne Helm, ohne Schwert. Er strekt die Hand aus gegen eine Stelle des Schachfeldes, wo durch blauegelbe Schärpen kenntliche schwedische Kavallerie dahinjagt: „Der König ist tot! . . . Der Weimar führt die Feinde!“

„Oberst! reitet ihm nach, hält ihn an, spricht mit dem Reiter.“ Tiefe Erregung hat sich aller Offiziere bemächtigt. Sie umbrängen den Kürassier, der in fliegender Eile erzählt, was er weiß . . . wenig genau. Nur die Thatfache: Der Schwedenkönig ist gefallen, ist tot. Der Herzog Bernhard von Weimar hat die Leitung der Schlacht in die Hände genommen.

„Kinder“, sagt der Oberst, und nimmt den Helm vom Haupte, „da ist ein großer Held dahingegangen! Möge er den Feinden droben finden!“

Die Badekur.

Eine Ehekrisis in zwei Bildern. Von Mathilde Tipp.

Während sie ihm den Ausdruck des Arztes wiedergab: eine Wiesbadener Kur würde das kleine Leiden auf immer beseitigen, beobachtete Frau Professor Schley scharf die Züge ihres Mannes, der ruhig entschied: „Da wirst du also nach Wiesbaden reisen, liebe Rita.“

„Das paßt dir wohl ausgezeichnet, lieber Herrmann“, sagte sie ungnädig. Seine Augenbrauen zogen sich nervös zusammen. „Wie soll ich das verstehen? Spielt du etwa wieder auf Frau Buschberg an?“

„Ja, Ihr werdet viel zusammen sein, wenn ich fort bin. . . .“

„Immer das alte Lied. — Eifersucht und Mißtrauen. Du sollst endlich wissen, daß Zweifel und Verdacht nicht immer nachspüren.“

„Nachspüren! Ich dachte, es freute dich, wenn ich dich täglich vom Museum abhole. . . .“

„So nicht, wie du es thust. Denn wenn du mich da nicht mehr triffst, empfängst du mich zu Hause mit den dunklen Worten: „Wo warst du? Verheimliche mir nichts! Ich weiß alles. . . .“ Unerträglich ist das!“

„Weshalb erregst du dich dann und lästst mich nicht auf über deinen Verbleib?“

„Ich bin des fruchtlosen Vertheidiens müde geworden. Für mich zeugt am besten mein gutes Gewissen und der Umstand, daß du die vermutheten Liebesbriefe von Frau Buschberg nicht, dagegen die deinen, jätlich geordnet, in meinem Schreibtische fandest, den du mit Nachschlüssel öffnetest. . . .“

„Du kannst es mir wirklich nicht verdenken, Herrmann, wenn ich das Rätsel zu lösen versuche, weshalb du gegen Frau Buschberg voll Humor und Galanterie bist, daheim aber verschlossen und schlecht gelaunt. Dir scheint es zu genügen, daß ich dein Heim nett gestalte. Konner mit meiner Seele lüchtl zu nicht.“

Spöttisch antwortete er: „Nennst du das so, wenn du mich nach Berufsärger und Anstrengungen mit häuslichen Bagatellen traktirst? Mir deinen Verdrub mit Dienstboten oder Lieferanten breit erzählst?“

„Mein Gott! Gegen wen soll ich mich denn sonst aussprechen! Ich bin ja hier fremd.“

„Nur, weil du es nicht verstanden hast, dir in den zwei Jahren unserer Ehe am Ort Freunde zu erwerben. Da bin ich natürlich allein der Blitzableiter für wirtschaftliche Stürme. Zum Dank dafür, daß ich jeden Abend zu Hause bleibe. . . .“

„Aber das verlange ich doch gar nicht! Ich rede dir sogar zu —“

„In den Klub zu gehen, ja. Aber ich weiß, wenn ich gehe, fühlst du dich vernachlässigt. Da holte ich meine Freunde zu mir. Aber es war keine glückliche Idee. Sie simpelten dir zu viel hoch, qualmten dir zu stark. Sie merzten es und kamen nicht wieder. Es ist eben nicht gemüthlich bei uns.“

„Nicht gemüthlich! Und dabei gebe ich mir doch alle Mühe.“

„Fortwährend Krieg gegen Motten und Staub zu führen. Sage mir, wo ist in dieser mühselhaften Ordnung auch nur ein trautes Plätzchen, wo ich, vom Scheuerlappen unbedroht, ruhig arbeiten kann?“

„Es thut mir leid, daß ich's nicht verstehe, dich glücklich zu machen“, sagte sie kleinlaut und schläng die Hände hilflos ineinander. Ihre Haltung rührte ihn und er lenkte sanft ein.

„Wir kommen von unserem Thema ab, Rita. Der Arzt schiebt dich nach Wiesbaden. Also reise so bald wie möglich.“

Kein behauerndes Wort, sie auf Wochen entbehren zu müssen? Kein Versuch, sie zu begleiten? Die Trennung war ihm also doch erwünscht.

Mit der Miene einer beleidigten Königin packte sie ihre Koffer und reiste nach an demselben Abend nach Wiesbaden ab.

Durch den langen, feuchtwarmen Korridor des Badehauses eilte Frau Rita gestärkt und leichtfüßig in den Kurpark hinaus.

In einem einsamen Sonnenwinkel ließ sie sich nieder und las einen Brief ihres Mannes. Er schrieb warm, voller Freude, daß ihr die Kur so gut bekam. Umsonst aber suchte sie zwischen den Zeilen etwas wie Sehnsucht, und ihre frohe Laune, die mit der wiederkehrenden Gesundheit erstarkt war, wollte dem alten Fehler Mißtrauen wieder neu erklingen.

„Gnädige Frau, — ich entbiete Ihnen meinen Morgengruß.“ Amtsrichter Ziegler war's, seit einigen Tagen ihr Tischnachbar an der Mittagstafel. Während sie dem regeligen Gange die Hand zum Aufsteigen reichte, entfiel ihr der Brief. Er bückte sich danach, und schmerzweise den Indiskreten spielend, las er die Adresse: „Frau Rita Schley aus Köln. Aus Köln? Aber, gnädige Frau! Warum verheimlichten Sie mir, daß wir aus derselben Stadt sind? Am Ende sind Sie verdammt mit dem Professor Schley in Köln, mit dem ich seit kurzem in demselben Hause wohne?“

„Nein“, log sie prompt. In dem sie ihren Mann verleugnete, hoffte sie, von seinem Treiben etwas zu erfahren. „Rette Leute?“ fragte sie.

„Er wenigstens. Sie kenne ich nicht, weiß aber, daß sie jätlich, eifersüchtl und ungnädig ist, mit den Dienstboten teilt und ihrem Manne, der einen sehr sympathischen Eindruck macht, täglich Szenen bereitet.“

„Und woher wissen Sie das?“ „Durch die Frau Professor selbst.“ Rita ärgerte sich über seinen ungenauen Ton. „Das klingt ungläublich.“

„Und ist dennoch wahr. Verzeihen Sie. Die Wohnung unser Schleys stand nämlich lange leer, bevor ich sie miethete. Da hat sich wohl die holde Dame das ungerührt laute Sprechen bei offenen Fenstern angewöhnt. Auf diese Weise hörte ich von den ehelichen Zwisten eines Abends Wort für Wort.“

Rita biß sich auf die Lippen. „Wie unangenehm für Sie.“

„Richt wahr? Die Eindrücke berühren mich auch so peinlich, daß ich meine schuldige Aufmerksamkeit als neuer Hausgenosse immer aufschob. Ich freute mich ordentlich für den Mann, als ich eines Abends eine mit Koffern und Hutschachteln besetzte Droschke am Thore stehen sah und daraus auf den Abzug der Gnädigen schloß. Nun hat doch der arme Kerl ein bißchen Ruhe.“

„Und entschädigt er sich denn außer dem Hause für sein eheliches Martyrium?“

„Gott bewahre! Dem ist in seiner Behausung erst richtig wohl, nun das Reisen und Möbelloosung aufgehört hat. Der genießt daheim die Abwesenheit seiner Frau und schreibt bis tief in die Nacht hinein jene wunderbaren Artikel, die soviel besprochen werden.“

Eine vorübergehende Badeschönheit nahm Zieglers Aufmerksamkeit gefangen, und da Frau Rita mit einemmal sehr eifrig geworden war, folgte er eroderungslustig der anderen. Rita aber sah noch lange und grübelte.

Von einem Fremden, Unparteiischen mußte sie sich einen Spiegel vorhalten und sich sagen lassen, daß ihr Gatte, dem sie nur bedingtes Vertrauen geschenkt, nicht nur vorwurfsfrei lebte, sondern auch nur dann für die Unsterblichkeit schaffen konnte, wenn sie nicht um ihn war.

Diese Lehre schmeckte bitter. Aber sie wollte sie beherzigen. War Herrmann ohne sie nur zufriedener, so sollte er mit ihr sogar glücklich werden!

Mit sehr gemäßigten Gefühlen besessigte Professor Schley eigenhändig den Willkommenskranz für seine heimkehrende Gattin. Aber in glückseliger Verblüffung haunte er das Wunder an, das Wiesbaden an ihr vollbracht hatte. Von nun an war das eheliche Einvernehmen ungetrübt.

„Mein: Rückfälle wurden rasch mit Humor kurirt. Und als eines Tages Amtsrichter Ziegler im Schleyschen Salon seiner Wiesbadener Tischnachbarin gegenüberstand und in peinlicher Verlegenheit nach Worten rang, da reichte ihm Frau Rita gar holdselig die Hand; „Lassen Sie's gut sein, Herr Amtsrichter. Mir scheint, ich hatte diese Doppelkur sehr nötig.“

Der schlaue Ziegler, der so famos Romodie zu spielen gewußt, beglückwünschte sich tief befriedigt. „Das hab' ich sein gedankelt. Das kann mir der Mann gar nicht genug danken.“

Der Schwester Bekehrung.
Am Hochzeitsstage ihrer Schwester ist die neunundzwanzigjährige Steierin Hildegard Fehlow in Berlin in Toblucht verfallen. Die beiden aus Thüringen stammenden Schwestern, die Töchter eines Bahnbearnters, hatten sich nach dem Tode ihrer Eltern durch seine Handarbeiten für ein Geschäft ernährt. Dabei lernten sie einen Buchhalter des Hauses Georg A. kennen. Es entspann sich eine nähere Bekanntschaft zwischen A. und den beiden Schwestern. Bald galt es als ausgemacht, daß A. die ältere Schwester heimführen werde. Als jedoch die Jüngere von einer entfernten Verwandten ein kleines Kapital erbt, widmete er seine Aufmerksamkeit plötzlich dieser und verlobte sich mit ihr. Diese Enttäufung konnte die Verschwägerung nicht verhindern. Sie wurde schwermüthig. Als das junge Paar vom Standesamt heimkehrte, kam bei der Unglücklichen plötzlich die Toblucht zum Ausbruch. Sie zerfickte Gläser und Tassen und verletzte sich dabei nicht unerbeflich. Die Aernte wurde einer Nervenheilanstalt zugeführt.

„Nichtig achtet.“

„Rein, ein junges Wesen wie Dich beneide ich nicht. Du mußt jetzt in's Wirthshaus, während ich heimgehe in mein schönes Heim.“

„Aber, die Sache ist umgekehrt: Nicht ich muß und Du gehst, sondern Du mußt und ich gehe.“

Frauenecke

Das Mittel.

Du sprichst bewundernd von der Menschen Größe, Die, göttergleich, gewaltige Werte schufen.

Die, weisheitsvoll, zu höheren Bildungsstufen Die Völker führten aus der Robtheit Blöße.

Die in die Sterne ihre Thaten schrieben, Die Erde tränkten mit der Feinde Blute,

Die, ungebeugt vom Leid, mit Heldenmuth Dem Ideal treu bis an's Ende blieben.

Und doch sind diese nicht die Besten, Größten:

Rein, das sind jene nur, die aus Erbarmen, Entfagungsvoll, mit heil'gen Mitleidsarmen Vom Elend ihre Schwelmer still erlösten.

Etwas über Kinderkrankheiten.

Es gibt Leute, und darunter sind sogar verständige Mütter, die glauben, daß eine bestimmte Anzahl von Kinderkrankheiten existiren, wie Masern, Scharlach, Keuchhusten, die jedes Kind früher oder später durchmachen muß. Ja, sie geben sogar so weit, Kinder, die von diesen Krankheiten befallen sind, nicht von den gefunden zu trennen. Sie meinen, es hat keinen Zweck, die kranken von den gefunden Kindern zu entfernen und sie vor Ansteckung zu schützen. Es ist besser, sie sind alle zusammen krank, das ist ein Abmuden; und so lassen sie die Kleinen im Krankenzimmer spielen mit dem Restulat, daß sie es meistens alle bekommen.

Nun, Eltern, die so verfahren, denken nicht an verschiedene wichtige Punkte. Es besteht keine Nothwendigkeit für irgend jemand eine ansteckende Krankheit durchmachen zu müssen. Menschen können, wenn sie Glück haben, durch das Leben gehen ohne Infektionkrankheiten und es gibt keine Krankheit, welche ein Kind haben muß. Ein anderer Grund, an den stets gedacht werden muß, ist der, daß je jünger ein Kind ist, wenn es krank wird, je größer die Gefahr. Kann man ein Kind möglichst lange vor einer ansteckenden Krankheit bewahren, ist die Möglichkeit, daß es ernstlich davon berührt wird, nicht so groß, als bei einem jungen Kind, z. B. beim Keuchhusten. Wie viel gefährlicher ist er für einen Zweijährigen als für ein zehnjähriges Kind. Ein Kleinkind wird übermäßig von der Kraft des Säftens, ein verständiges Kind weiß sich schon zu helfen, wenn der böse Anfall kommt. Außerdem hat das größere Kind mehr Widerstand und Lebenskraft als das jüngere.

Dann will ich noch an die gefährlichen Nachtkrankheiten erinnern, besonders beim Scharlach. Da stellen sich so leicht Nasen-, Ohren- und Kehlkopfentzündungen ein, die oftlanges Siedlung herbeiführen. Wie viele Mütter mögen wohl, wenn sie ihren Liebling schwer leiden sehen, ohne helfen zu können, sich bittere Vorwürfe gemacht haben, daß sie ihr Kind nicht besser vor Ansteckung schützten!

Keine Mühe ist zu groß, um Kinder vor Infektion zu bewahren, oft liegt es nicht in unserer Macht; in der Schul- z. B. ist ja die Gefahr der Ansteckung am größten, wenn auch jetzt dort auf peinlichste Sauberkeit gehalten wird. Aber man soll es vermeiden, Kinder in überfüllte Lokale, in großen Gedränge mitzunehmen. Bekanntlich hasten die Krankheitserreger, besonders beim Keuchhusten, an den Kleibern. Mütter, die dabeim kleine Patienten pflegen, sollten an den Spruch denken: „Was Du nicht willst, daß man Dir thu“, das süg' auch keinem andern zu.“ Nie dürfen sie von ihrem Kinde gehen, ohne die Kleiber zu wechseln und sich tüchtig, besonders die Hände, zu waschen. Es ist erstaunlich, wie gewissenlos, anders kann ich das leichtsinnige Vorgehen nicht nennen, manche Mütter von Gesellschaften zu Besamlungen oder zum Theater gehen, Krankheitserreger mit sich umhertragend und dadurch eine Fülle von Leid, Kummer und Sorge verursachend, — nur weil sie zu bequem sind, diese kleinen Vorichtsmaßregeln anzuwenden.

Kurz will ich die Merkmale der bekanntesten Kinderkrankheiten erwännen: Keuchhusten: Intubationszeit (so nennt man die Zeit von der Ansteckung bis zum Ausbruch der Krankheit) 2—10 Tage. Symptome: Eine Erältung, welche ungefähr eine Woche dauert, dann beginnt beim Husten dieses eigenthümliche Keuchen. Es liegt die Gefahr einer Lungenentzündung bei heftig auftretenden Anfällen vor. Die Ansteckungskraft dauert so lange das Kind hustet und besonders ist auf den Auswurf zu achten, der die Krankheitserreger birgt, alles was damit in Berührung kommt, muß genau desinfizirt werden, vor allem Taschentücher.

Wassers Intubationszeit 10—14

Tage. Symptome: Fieber, Kopfschmerz, Schmerzen im Rücken und Gliedern und im Hals, thranende Augen. Die Krankheit dauert ungefähr 2—3 Wochen, die Ansteckungsgefahr 2 Wochen länger.

Diphtherie: Intubationszeit 2—8 Tage. Symptome: Fieber, Niesen, Halschmerzen, weiße Flecke sieht man im Hals, das Schlingen ist sehr qualvoll. Sofort den Arzt rufen! Die besondere Gefahr liegt bei dieser Krankheit im plötzlichen Herzschlag, Erstickung und Lähmung. Nur der Arzt kann entscheiden, wann die Ansteckungsgefahr beseitigt ist.

Scharlachfieber: Intubationszeit 1—2 Tage. Symptome: Halschmerzen, Schlafsucht oder Schlaflosigkeit, Erbrechen, rothe Flecken am Hals, Brust und Oberschenkeln mit heftigem Brennen und Jucken. Die Nachkrankheiten sind bei dieser Krankheit, die auch oft mit Diphtherie zusammen auftritt, besonders gefürchtet. Neben fiebernde Kind gehört in's Bett, schied bald zum Arzt, denkt nicht, — es ist ja nur eine Kinderkrankheit.

Wöchentliches Küchenzettel.

Sonntag. Champignonuppe, Geschnittenes Top Sirloin, Salzkartoffeln, Gebraten mit Karotten, Brot pudding mit Wein sauce.

Montag. Tomatensuppe, Gefüllte Kalbsbrust, Kartoffelpuffer, frische grüne Bohnen, Obstcompott.

Dienstag. Graupensuppe mit Pflaumen, Hammelstefachsuppe mit Mören, Spinal, gefüllte Eier, Fetalesalat, Mokkaflammerl.

Mittwoch. Juliennsuppe, Hamburger Steak mit Bratkartoffeln, Gebratener Blumenkohl, Obstsalat.

Donnerstag. Nierensuppe, Nierenhaschee mit Zwiebelsauce und Salzkartoffeln, Rosinenreis.

Freitag. Grüne Erbsensuppe mit Fleischklößen, Gebratener Blauschiff, Buttersauce, Mörtkartoffeln, Plinchen mit Marmelade.

Samstag. Rubeluppe, Sauerkraut mit Erbsen und Eischeine oder Frankfurter, Kaffee und Kuchen.

Erprobte Recepte.

(Für sechs Personen berechn.) Gefüllte Eier. — 7 Eier werden hart gekocht, halbiert, das Gelbe mit Butter, saurer Sahne, geriebenem Parmesankäse, gewiegtem Schnittlauch, Petersilie und Sardellen gut vermischt, die Eierhälften damit gefüllt, diese in einer Pfanne in den heißen Ofen gegeben, damit sie 10 Minuten Dfenhize bekommen, und dann der Spinat treugartig damit umlegt.

Graupensuppe mit Pflaumen. — Ein Tassenlopf Graupen und 1 Tassenlopf Pflaumen, die man am Abend zuvor einweichet, werden zusammen weich gekocht, tüchtig gewickelt, durch ein Sieb gedrückt, Salz, Butter und ein in etwas Weißwein verquirltes Eigelb daran gethan und angerichtet.

Gebratener Blumenkohl. — Der sauber gekupene, in Salzwasser weich gekochte Blumenkohl wird auf ein Sieb zum Abtropfen gelegt und dann mit den Rosen nach oben auf eine feuerfeste Schüssel gebauft. Dann rührt man einen Tassenlopf voll Kochwasser, etwas Pfeffer, Salz, Citronensaft, ein Ei groß Butter, 2 Eigelb und 2 Eßlöffel Mehl auf dem Feuer zu einer dicken Sauce, gießt diese über den Blumenkohl, streut geriebenen Parmesankäse darüber und läßt das Gericht im heißen Ofen braun baden.

Grüne Erbsensuppe mit Fleischklößen. — ½ Pfund Erbsen werden am Abend zuvor eineweicht, am anderen Tage in 1 Quart Wasser weich gekocht und durchgeschlagen. Man gibt dann frische Butter, Salz, wenig Pfeffer, eine Prise Muskat und gewiegte Petersilie dazu, läßt aufkochen, läßt kleine Klößen aus einer Mischung von ¼ Pfd. Rind-, ¼ Pfd. Schweinefleisch, beides gewiegelt, 1 Ei, Salz, Pfeffer, 1 eingewickelten und trocken ausgedrückten Semmel und etwas geriebenen Semmel. Läßt sie in der Suppe garlocken, gibt sie in die Terrine und gießt die sehr wohlkühnende Suppe mit 1 Eigelb ab, das man in etwas süßer Sahne verquirlt.

Mokkaflammerl. — ¼ Pfd. Mokka wird feingemahlen und mit ¾ Quart kochendem Wasser überbrüht. Dann gießt man ihn durch ein Sieb, läßt 8 Eßlöffel Zucker, 1 Tassenlopf süßer Sahne und 7 Eßlöffel voll in 1 Tassenlopf süßer Sahne verquirlter Kornstärke dazu, sobald er wieder kocht, läßt unter ständigem Rühren aufkochen und gießt es dann in eine mit Wasser ausgetriebene Form, die man, nach dem Erkalten, stürzt.